

Der folgende Text entstand im Spätsommer 2021 auf Anfrage von Christoph Rodatz, Gedanken über den Begriff Solidarität zu Papier zu bringen.

KRITIK DER SOLIDARITÄT

Pierre Smolarski

Als ich in Mexiko zu einem Vortrag war, erlebte ich folgende Situation. Ein Rollstuhlfahrer stand an einer Treppe zum Bahnsteig. Es gab für ihn keine Möglichkeit hinunterzukommen, keinen Fahrstuhl, keine Rollstuhlgerechte Rolltreppe oder anderweitige Möglichkeit. Aber er stand dennoch nicht lange, nur wenige Sekunden. Ein Mann – vielleicht sein Begleiter – pfiff sich drei andere Männer aus dem Zustrom der Reisenden herbei, sie packten den Rollstuhl samt Fahrer an und trugen ihn hinunter. Die ganze Aktion dauerte keine Minute. Ein Akt gelebter, alltäglicher Solidarität. Wäre dieser bei uns möglich gewesen? Ich denke: Nein. Aus mehreren Gründen. Der Hauptgrund ist sicherlich, dass in aller Regel die Notwendigkeit hierfür fehlt. Wir haben an allen Bahnsteigen einen funktionierenden Fahrstuhl und sollte das mal nicht so sein, gehen doch alle Reisenden davon aus, dass es so ist. Wir können hieraus eine erste Folgerung ziehen: Notwendigkeit muss nicht nur faktisch gegeben sein, sie muss auch wahrnehmbar sein. Die wahrnehmbare Notwendigkeit muss zum Common Ground der solidarischen Handlung aller Beteiligten gehören. Wenn darüber keine Einigkeit bereits im Voraus herrscht, sondern diese erst diskursiv hergestellt werden muss, wird es nicht nur schwieriger, sondern in jedem Falle wesentlich länger, bis eine gemeinsame Handlung möglich wird. Aber es gibt noch einen anderen Grund: Solidarische Hilfe ist eine Zumutung. Der Rollstuhlfahrer hätte sich nicht aussuchen können, wer genau ihm hilft, wer mit anpackt und wer ihm also bis auf Riechweite nahekommt. Er ist dieser Hilfeleistung ausgeliefert. Es ergeben sich zwei weitere Folgerungen: Solidarische Hilfe ist zum einen an das Eingeständnis der eigenen Hilfsbedürftigkeit gebunden und zum anderen muss zugelassen werden, dass gesellschaftlich praktizierte Abstandsregeln gebrochen werden. Beides gefährdet die Integrität der Person und womöglich auch ihre Würde. Ein funktionierender Fahrstuhl würde die solidarische Hilfe unnötig und auf längere Sicht sicherlich auch unmöglich machen, aber die Würde und Integrität der Person wahren.

Er verspricht Selbstbestimmung: Ich brauche zum Erreichen meiner Ziele keinen anderen, der diese Ziele teilt. Weder müssen andere meine Ziele kennen, noch für legitim oder unterstützungswürdig erachten.

Solidarität ist hingegen die „Bereitschaft, sich für gemeinsame Ziele oder für Ziele anderer einzusetzen, die man als bedroht und gleichzeitig als wertvoll und legitim ansieht“¹. Solidarität ist damit ein gemeinschaftsbildendes Prinzip und als solches wichtig. Es ist aber keineswegs ein einfaches Prinzip, eben weil es mit anderen, ebenso basalen Bedürfnissen – etwa dem nach Selbstbestimmung – in einem spannungsreichen Verhältnis steht. Der Begriff „Solidarität“ kommt vom lateinischen „solidus“ und bezeichnet etwas, das dicht, fest, gediegen und ganz ist. Ins Gesellschaftliche übertragen meint Solidarität eine feste Bindung und im juristischen Gebrauch – woher der Begriff ursprünglich stammt – bedeutet diese feste Bindung eine gemeinsame Haftung für Schulden. Eine Solidargemeinschaft ist eine Schuldnergemeinschaft, bei der es jedem einzelnen nicht möglich wäre, die Schuld „in Solidum“ (fürs Ganze) zu tragen. Unsere Sozialversicherung oder unser Rentensystem sind in diesem Sinne solidarisch. Der große Vorteil solidarischer Systeme – im Gegensatz zu solidarischen Alltagshandlungen – scheint zu sein, dass diese auch ohne eine ständige Vergewisserung über die gemeinsamen Ziele und deren Legitimität auszukommen scheinen, allerdings macht sie dies auch anfälliger für einen schleichenden Verfall. Abseits der Systemimplementierung des Solidaritätsprinzips gibt es aber auch immer wieder die Forderung oder den Wunsch nach einer solidarischeren Gesellschaft, nach mehr gelebter Solidarität.

In diesem Text soll es darum gehen, die Bedingungen der Möglichkeit von Solidarität genauer zu befragen und eine solche Befragung nach den Möglichkeitsgründen ist letztlich der Kern einer kritischen Position. In diesem Sinne geht also um eine Kritik der Solidarität.

Ein Kampfbegriff

Der politisch-gesellschaftliche Begriff der Solidarität ist nicht zu trennen, von der sozialistischen und kommunistischen Arbeiter*innenbewegung. Erst in diesem historischen Setting bekommt dieser Begriff eine politische Schärfe, wenngleich diese Schärfe – man kann das als einen Pyrrhussieg der Arbeiter*innenbewegung beschreiben – heute weitestgehend

1 Wildt, Andreas: Solidarität. In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Hrsg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer, Bd. 9, Darmstadt 1995, Sp. 1004–1015, Hier: Sp. 1004.

verschwunden ist. Seitdem alle davon reden, kann man sagen: „Solidarität wird so leicht zu einem bloßen Schlagwort, das vorzüglich Sonntagsreden, Kongresse und Sammelbände zielt.“²

Zentral aber für den starken Solidaritätsbegriff ist es, dass er als ein Teil einer Strategie im Kampf gegen Ungerechtigkeit, Ausbeutung und herrschende Mächte verstanden werden muss. Solidarisch müssen die Schwachen miteinander sein, die Opfer von Unrecht, Ausbeutung und Unterdrückung, um miteinander die Stärke zu haben, gegen diese Demütigungen anzukämpfen. Solidarität setzt gleichermaßen eine Notlage voraus, wie es einen Kampf „Wir“ gegen „Sie“ impliziert. Diese Herkunft muss man vor Augen haben, wenn von Solidarität die Rede ist, denn allzu oft wird heute salopp und fast in einer deplatzierten Ponyhofrhetorik darüber gesprochen. Der spätere erste Präsident der bayrischen Räterepublik Kurt Eisner bringt es in einem privaten Brief ganz treffend auf den Punkt: „Nein, nichts mehr von Liebe, Mitleid und Barmherzigkeit. Das kalte, stahlharte Wort Solidarität [...] ist in dem Ofen des wissenschaftlichen Denkens geglüht.“³ Das Eingangsbeispiel des Rollstuhlfahrers in Mexiko ließe sich vor diesem Hintergrund wohl besser unter Mitleid und Barmherzigkeit fassen als unter Solidarität. Zu echter Solidarität würde es wohl erst dann reichen, wenn nicht bloß die individuelle Notlage des Rollstuhlfahrers gelöst würde, sondern die allgemeine Notlage von Behinderten angegangen wird. Für erstere reicht Mitgefühl, für zweite aber braucht es eine Organisation und ein Disziplinierungsprinzip, das diese Organisation zusammenhält, nämlich Solidarität. Die gemeinsam geteilte oder – letztlich solidarische – Identifikation mit einer wahrnehmbaren Notlage schafft die Voraussetzung für gemeinsame Interessen. Diese Notlage schafft das „Wir“ mit entsprechenden „Wir-Intentionen“. Und aus der breiteren Analyse dieser Notlage, die über eine individuelle Bewältigung hinausgeht – also über das Mitgefühl mit der/m konkreten Rollstuhlfahrer*in, den/die man hinunterträgt – erwächst zugleich das „Sie“, gegen das man sich im Kampf verbrüdet. Eine universelle Solidarität mit Menschen überhaupt ist vor diesem Hintergrund kaum machbar. Sie ist theoretisch denkbar, wird aber immer der Durchschlags- und Überzeugungskraft entbehren, die die Solidarität mit einer bestimmteren Gruppe durchaus entfalten kann. Es ist, wie Richard Rorty darlegt, das spezifisch christliche Erbe, das auch noch in seiner säkularisierten Form – etwa bei Immanuel Kant – eine universelle Solidarität einfordert. Rorty schreibt:

2 Wildt 1995, Sp. 1008.

3 Eisner, Kurt, zit. nach Wildt 1995, Sp. 1007.

Aus christlicher Sicht ist die Neigung, sich enger mit Menschen verbunden zu fühlen, mit denen wir uns in der Phantasie leichter identifizieren können, beklagenswert, sie ist eine Versuchung, der man nicht nachgeben darf. Es gehört zum christlichen Ideal moralischer Vollkommenheit, alle Menschen, auch die Aufseher in Auschwitz oder auf dem Archipel Gulag, als Mit-Sünder zu behandeln. Heiligkeit erreicht ein Christ nicht, solange er sich noch einem Kind Gottes mehr verpflichtet fühlt als dem anderen.⁴

Solidarität ist glatt das Gegenteil dieses Ideals, Heiligkeit erreicht hier niemand, denn: Solidaritätsgefühle hängen davon ab,

Welche Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten uns besonders auffallen, und [...] der Grad der Auffälligkeit [hängt] wiederum [davon ab], was vom Scheinwerferlicht eines historisch kontingenten abschließenden Vokabulars erfasst wird.⁵

Ein „Vokabular“ ist bei Rorty – grob vereinfacht gesagt – eine historisch bedingte Sicht- und Ausdrucksweise unserer Wahrnehmungen. Was wir wahrnehmen und wie wir es wahrnehmen und insbesondere, ob wir etwas als demütigend oder als Notlage wahrnehmen, hängt von den historischen Bedingtheiten ab, die für Rorty allesamt kontingent sind. Es gibt also keinen „Kern der Dinge“, keine „Essenz“, kein „Eigentliches“ und kein „wahres Wesen“. Es gibt nur sich wandelnde Wahrnehmungen, die sich in einem Vokabular, als einer Art und Weise die Phänomene zu besprechen, verfestigt. Ein Vokabular das stets als abgeschlossen, als fertig gilt und doch nie fertig ist, unabschließbar. In einer bestimmten historischen Situation wird es vor dem Hintergrund eines erneuerten Vokabulars Menschen möglich, Ähnlichkeiten zwischen sich und anderen als stärker wirkend wahrzunehmen als die dennoch bestehenden Unähnlichkeiten und sich schließlich über Grenzen hinweg, die nun keine mehr sind, zu solidarisieren. So können Standesunterschiede genauso in den Hintergrund treten, wie religiöse, geschlechtliche oder anderweitige Differenzen. Nichtsdestotrotz bleibt auch bei Rorty die Identifikation und damit das politische Gewicht der Solidarität dort am stärksten, wo das „Wir“ konkret fassbar wird. Ein Beispiel macht das gut deutlich.

4 Rorty, Richard: Kontingenz, Ironie und Solidarität. Frankfurt am Main 1989, S. 308.

5 Rorty 1989, S. 309.

Betrachten wir noch ein letztes Beispiel, die Einstellung heutiger amerikanischer Liberaler gegenüber der unendlichen Hoffnungslosigkeit und dem Elend im Leben der jungen Schwarzen in amerikanischen Großstädten. Sagen wir, dass diesen Jugendlichen geholfen werden muss, weil sie unsere Mitmenschen sind? Mag sein, aber moralisch und politisch überzeugender ist es, sie als unsere *amerikanischen* Mitbürger zu bezeichnen – darauf zu insistieren, dass es empörend ist, wenn ein *Amerikaner* ohne Hoffnung lebt. Mit diesen Beispielen will ich zeigen, dass unser Solidaritätsgefühl am stärksten ist, wenn die, mit denen wir uns solidarisch erklären, „zu uns“ gehören und „wir“ etwas enger Begrenztes als die Menschheit⁶ ist. Das kommt daher, dass die Begründung „weil sie ein Mensch ist“ eine schwache, nicht überzeugende Erklärung für eine großzügige Handlung liefert.⁷

Man kann eine solche Position sicherlich vor dem Hintergrund des oben skizzierten christlichen Ideals für fragwürdig oder sogar unmoralisch halten, aber Rorty ist sicherlich darin zuzustimmen, dass die Erfolgschancen auf echte Solidarität umso größer sein werden, wenn die Gruppe klarer konturiert ist und das „Wir“ zugleich näher am „Ich“ steht. „Einer von uns“ kann vieles sein: Ein Klubmitglied, ein Arbeitskollege oder eine Arbeitskollegin, ein Schicksalsgenosse als Vater oder -genossin als Mutter kleiner Kinder, als Mensch aus demselben Dorf etc. Hieraus ergibt sich eine spannungsreiche Position von Solidarität und Inklusion. Da Solidarität ein zutiefst exklusives Unterfangen zu sein scheint, dass umso stärker wirkt, je exklusiver das „Wir“ ist, kann eine inklusive Solidarität schlichtweg nicht funktionieren. Aber das müssen wir genauer fassen, weil es sonst leicht missverstanden wird. Zunächst gilt festzuhalten: Der Zweck solidarischen Handelns ist die Inklusion. Solidarisches Handeln wird vor dem Hintergrund einer Notlage notwendig, die letztlich dadurch entstanden ist, dass bestimmte Interessen von bestimmten Gruppen nicht hinreichend in unser abschließendes Vokabular inkludiert sind. Sie werden missachtet, woraus sich echte Not, Demütigung und schmerzhaft Erfahrung entwickeln. Vor dem Hintergrund dieser Erfahrungen schließen sich Menschen auf Zeit für ein bestimmtes Ziel zusammen,

6 Alternativ zur Deutschen Originalübersetzung von Christa Krüger haben die Herausgeber*innen *human race* mit *Menschheit* übersetzt.

7 Rorty 1995, S. 308.

solidarische Kampfgenossen in einer Haftungsgemeinschaft. Ihre Ziele sind durch die Notlagen definiert, die zugleich das „Wir“ konstituieren. Es gilt daher auch: Eine inklusive Erweiterung dieses „Wir“ bis hin zu „Menschen im Allgemeinen“ oder dem kantischen „vernunftbegabte Wesen“ kann dieses „Wir“ in seinem Bindungscharakter eigentlich nur schwächen. Solidarität scheint daher der gemeinsame Kampf einer exklusiven Gruppe um die Inklusion ihrer legitimen Interessen.

Alles hat ein Ende

Aus dem Gesagten wird zudem klar, dass Solidarität kein Dauerzustand sein kann. Jeder Kampf endet doch schließlich irgendwann: sei es nun siegreich, oder er geht verloren, oder aber transformiert sich. Der Sieg ist dabei sicherlich das unrühmlichste Ende einer Solidargemeinschaft. Bündnisse, die zu ihrem Zweck gelangen, und die nur zustande kamen, weil man die Zumutungen des Bündnisses in Anbetracht der Notlage auf sich nahm, zerfallen mitunter schon beim ersten Anzeichen des Sieges. Nun gibt es aber Dauernotlagen: Das Risiko des Todes, der Arbeitslosigkeit und schwerer Krankheit ist für uns bis heute ein Risiko, das wir allein nicht tragen können. Gleiches gilt auch für eine Vielzahl anderer Risiken, etwa den Risiken, die mit der Elternschaft verbunden sind. Bei solchen bietet es sich scheinbar an, die Solidarität vom Gefühl und der konkreten Wahrnehmung abzukoppeln und ins Systemische zu verlagern, Organisationen und Institutionen zu bilden. Wie man diese Einrichtungen gegen unermüdlichen Sparwillen derjenigen schützt, die meinen, sie selbst seien nicht auf andere angewiesen, ist eine Frage, die ich hier nur stellen will, aber nicht beantworten kann. Da auch Institutionen nicht ahistorisch sind und also genauso verschwinden können, wie sie auch entstanden sind, wird es immer wieder auch hier solidarischen Kampfgeist brauchen.

Ich möchte zum Abschluss aber noch eine utopische Provokation formulieren: die ideale Welt ist vollkommen unsolidarisch. Mit der Solidarität verhält es sich wohl so, wie mit dem Mut. Wir sind froh, wenn der Kelch an uns vorübergeht und wir nicht unseren Mut beweisen mussten, wenn es nicht auf unsere Courage ankam. Mut ist ein Kompensationsmittel in unsicherer Lage, es wird notwendig, wo Gewissheiten fehlen, und die Not zugleich zu einer Entscheidung drängt. Das will niemand freiwillig und wer es freiwillig will, den nennen wir wagemutig, tollkühn, verrückt. In einer idealen Welt, einer Welt ohne Nöte, einer Welt mit intakten Fahrstühlen am passenden Ort, mit sauberen und perfekten

Lösungen für alle potenziellen Probleme just in time, in einer solchen Welt bräuchten wir einander nicht mehr – eine schöne, neue Welt. Es bliebe dann von der Solidarität nur das übrig, was an ihr klebrig, übergriffig, einengend und fremdbestimmt ist. Sie wäre eine Last. Zum Glück eine unnötige Last. Wahrscheinlich wäre es eine Welt, in der das abschließende Vokabular kein Wort mehr für Einsamkeit hätte, die zwar überall herrschte aber doch aus dem Sagbaren ausgeschlossen bliebe. Im Sinne der Solidarität sollten wir in Richtung der Technolog*innen, der Wissenschaftler*innen und Gesellschaftsoptimierer*innen fordern: Schafft alle Probleme fort, aber lasst bei euren immer besseren Lösungen menschlicher Probleme ein bisschen Not übrig, auf das wir uns solidarisieren können.

Literaturangaben:

Wildt, Andreas: Solidarität. In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Hrsg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer, Bd. 9, Darmstadt 1995, Sp. 1004 – 1015.

Rorty, Richard: Kontingenz, Ironie und Solidarität, Frankfurt am Main 1989.